XXVIII. Jahrg. Berlin, den 6. Dezember 1919 Nr. 10

Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 10,– Mk., das einzelne Heft 1,– Mk.



BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1919



Berlin, den 6. Dezember 1919

Die Unverschämten

Propaganda

Die Centrale für Volkstäuschung arbeitet so emsig weiter, als hätte nie ein Novemberwindchen geweht und als glänzte über Alldeutschland noch der Wonnemond blühender Kaiserei. Warum auch, ehe der Friede die Kraft internationalen Rechtes erlangt hat, auf das vom Sieger nicht verbotene, nicht verbietbare „Kriegsmittel" trügender Darstellung verzichten? Nicht jeder Frechlingsfinte kann der ernsthaft Beschäftigte nachlaufen. Die allerletzte Nebelungleistung unserer ehrwürdigen Behörde für Innen- und Außen-Propaganda ist immerhin aber kurzer Rede werth. Vor (ungefähr) einem Halbjahr hatte ich hier erwähnt, Wilhelm habe am sechsten Juli 1914, vor seiner Abreise, als deren Ziel auch damals amtlich die norwegischen Gewässer genannt wurden, die für Deutschlands Wehrmacht Verantwortlichen zu sich gerufen und das für die Vorbereitung des Krieges Nothwendige angeordnet. Diese Besprechung nannte ich „Kriegsrath", weil mir bekannt war, daß Freiherr von dem Busche, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, einer Frage des Vorgesetzten schriftlich geantwortet hatte: „Am sechsten Juli hat in Potsdam eine Berathung militärischer Stellen beim Kaiser Statt gefunden. Es wurde beschlossen, auf alle Fälle vorbereitende Maßnahmen für einen Krieg zu treffen. Entsprechende Befehle sind hierauf ergangen. Quelle durch-

aus zuverlässig." Diese vom dreißigsten August 1917 datirte amtliche Auskunft, die mir auf „illegalem" Wege zugegangen war, wollte ich, natürlich, nicht erwähnen. Die Gewißheit, daß ich sie nicht kenne, ermuthigte zu einem Dementi in der üblichen Lümmelform. Wolffs Telegraphen-Bureau verschickte den Auszug eines Rügeartikels der Deutschen Allgemeinen Zeitung. Meine Antwort steht im letzten Juliheft dieses Jahres. „Der Kriegsrath vom sechsten Juli soll ‚ein ähnlich böswilliges Phantasiegebild wie die Legende vom Kronrath' sein. Diese (von mir nie geförderte) Legende entstand aus der Angabe des Fürsten Lichnowsky: am fünften Juli 14, ‚bei der entscheidenden Besprechung in Potsdam', sei beschlossen worden, mit Oesterreich, auch, wenns nöthig werde, in einen Krieg gegen Rußland, zu gehen. Die Angabe ist richtig; nur war nicht Kronrath, sondern Zwiesprache mit Szögyenyi, der einen Brief Franz Josephs und ein Memorandum der wiener Regirung ins Neue Palais gebracht hatte (und danach Empfang Beth- und Zimmermanns). Vier Botschafter, Mensdorff, Lichnowsky, Wangenheim, Morgenthau, haben den Vorgang erwähnt; und als in Berlin ein Mitregirer die Herkunft des (nur in den Nebenumständen irrigen) Gerüchtes ergründen wollte, antwortete der Nächstuntergebene (Busche), im Gerede habe der Diplomatenempfang vom fünften sich wohl mit der militärischen Berathung vom sechsten versträhnt. Nach dieser Antwortschrift verzichtete der Frager auf das Schwergeschütz amtlicher Ableugnung. Von Alledem wird zu sprechen sein, wenn, endlich, die von dem Staatssekretär Kautsky gesammelten Akten der Kriegsgenesis aus der Dunkelkammer geholt werden. Böswilliges Phantasiegebild oder Reitende Artilleriekaserne: nach der Zusage deutscher Waffenhilfe mußte der Kaiser, ehe er auf eine lange Reise ging, die für die Wehrmacht Verantwortlichen zu sich rufen und die Vorbereitung des Feldzuges anordnen. Mußte, selbst wenn er den Krieg gegen Großmächte noch zu vermeiden hoffte; sonst fehlte er seiner Kriegsherrnpflicht. Wilhelm hat sie erfüllt, hat den Beginn der Vorbereitung befohlen: und dürfte den Leugner ‚böswillig' schelten." Jetzt ist wieder ein Sums gemacht worden,

der beweisen soll, daß alles Reden von Kron- oder Kriegsrath „längst widerlegte Legende“ sei. Weder jetzt noch je zuvor aber ist irgendwas Wesentliches widerlegt worden. Der von Amtes wegen befragte Baron Busche kann sich „an die Quelle nicht mehr erinnern“ und hält für „denkbar, daß er sie irriger Weise als zuverlässig bezeichnet hat“. Dann soll ihn der Teufel holen. Gab er 1917 in einer Sache von unüberbietbarer Wichtigkeit dienstliche Auskunft, deren Grundlage er nicht mit ernstem Eifer prüfte, dann ist er fürs winzigste Amt untauglich; wärs gewissenlose Vergeudung von Staatsgeld, diesem Herrn, der ja oft genug schon aus Bukarest „irriger Weise“ berichtet hatte, noch länger Ruhegehalt zu zahlen. Aber die „eingeleiteten Nachforschungen“ (wie die Kerle schreiben!) haben auch Anderes ergeben. Die Vertreter des Großen Generalstabes, des Admiralstabes, des Marineamtes sind am sechsten Juli vom Kaiser empfangen worden; er hat ihnen gesagt, was gestern geschehen, und befohlen, den beurlaubten Chefs zu melden, welche „militärische Möglichkeit ins Auge zu fassen“ sei. Das wird von Männern bescheinigt, die sich durch ehrenwerthen Patriotismus verpflichtet glauben, in solchem Fall, wo „vor dem Ohr des Feindes“ Deutschlands Unschuld erwiesen werden soll, nur Unschädliches über die Lippe, aus der Feder zu lassen. Wird nach fünfundsechzig an Erlebniß nicht armen Monaten bescheinigt. Doch die drei Amtsvertreter sind einzeln, nicht gemeinsam, empfangen worden: also war nicht Kriegsrath. Mit so albernem Kniff wird Bauerfang erst möglich, wenn die Hauptmannschaft der Presse „Schmiere steht“, wie eine andere, nicht minder löbliche Zunft zu sagen pflegt. „Rath“ hieß bei Wilhelm fast immer: „Ich rede und die Befohlenen sperren gefälligst die Ohren auf.“ Wer kam denn bei ihm zu Wort? Ich bin gewiß, daß er auch im Sommer 17 den Botschafter Bernstorff, der doch Beträchtliches zu erzählen hatte, nicht angehört, sondern ihm eine Arie gegen „Wilson und die Yankeesbande“ von der Platte geschmettert hat. Kriegsrath oder Einzelempfang: am sechsten Juli 14 hat der Kriegsherr „die für die Wehrmacht Verantwortlichen zu sich gerufen und die Vorbereitung des Feldzuges angeordnet“. So

las mans hier; und so ists als Wahrheit erwiesen. Oder zweifelt ein in Preußen Heimischer, daß von der Empfangsstunde an Alles gethan wurde, damit Heer und Flotte in bester Bereitschaft zu Mobilmachung und Krieg sei? Und wagt nach dieser „amtlichen Feststellung" noch Jemand, den schimmeligen Quark von der russischen Mobilisirung, die „den Krieg unvermeidlich gemacht" habe, auf den Anrichtetisch deutscher Nation zu stellen? Der Mobilisirung, die nur unter dem friedsamsten aller Zaren so lange nach Serbiens Bedrohung durch zwei Großmächte beginnen konnte?

„In Rußland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn ging die Auffassung dahin, daß Mobilmachung noch nicht nothwendig Krieg bedeute. In Zeiten politischer Spannung kann man keinem Staat zumuthen, durch Zurücknahme von getroffenen Mobilisirungmaßnahmen sich in einen Zustand militärischer Inferiorität zu versetzen. Die Gründe, warum Rußland am einunddreißigsten Juli nicht mehr zurückkonnte, sind auf Seite 324 des Buches (‚Das Verbrechen', von dem Dr. Richard Grelling, auch Verfasser des Buches ‚J'accuse' und ‚Die Enthüllungen des Prozesses Suchomlinow', sämmtlich von der Militärcensur der Deutschen Republik verboten) zutreffend ausgeführt. Dem Nachweis, daß die britische Regirung ehrlich und aufrichtig um Erhaltung des Friedens bemüht war, muß beigepflichtet werden. Wegen der großen Ausdehnung des Gebietes und der Weitmaschigkeit des Eisenbahnnetzes bildete eine russische Mobilmachung keine so unmittelbare Bedrohung wie eine deutsche, französische oder österreichische. Deutschland hat den Krieg als Präventivkrieg bewußt herbeigeführt und Kriegsziele angestrebt, die ein einigermaßen ehrliebender Gegner nicht annehmen konnte. Der am fünften Juli beschlossene Präventivkrieg war schon im September zum Eroberungskrieg geworden. Daß das deutsche Friedensangebot vom zwölften Dezember 1916 unannehmbar, daß es vielmehr, nach dem vom Abgeordneten Erzberger mitgetheilten Urtheil eines neutralen Diplomaten, ‚ein unter Zuchthausstrafe angedrohter Friede' war, ist klar. Freilich sind die territorialen Ziele der Entente (Armenien, Irredenta, Elsaß-Lothringen) an sich viel berechtigter als die

der Alldeutschen. Im zweiten Bande des ,Verbrechens' werden die deutschen Annexionisten, der preußische Militarismus und das Junkerthum in ihren Gefahren für die Menschheit geschildert. Die sogenannten Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest sind die unerhörtesten Gewaltakte, die die Geschichte seit vielen Jahrhundertenzu verzeichnen hat." All diese Sätze hat Seine Excellenz der General Graf Max Montgelas, Demokrat, geschrieben und im Sommer 1918 Herrn Grelling übermittelt, dem sie ein Ruhmeskränzlein winden und der sie, weil Seine Excellenz jetzt, als Gutachter (wirklich: Gutachter) der berliner Regirung und zu Ueberprüfung von Kautskys Arbeit berufener Herausgeber amtlicher Urkunden, von Alledem das Gegentheil verkündet, nun in der Neuen Schweizer Zeitung veröffentlicht hat. Der Graf und General, der noch im Sommer 18 so vernünftig über Rußlands Mobilisirung und Deutschlands Schuld an Beginn und Verlängerung des Krieges, so empört über „die Lüge des Vertheidigungskrieges" sprach, hat zwar sein Urtheil umgekrämpt (was ja ihm unbestreitbares Recht ist), kann aber den neuen Sums vom sechsten Juli nicht gemacht haben.

Wer wars? Zu Leitung der äußeren und inneren Propaganda ist im Auswärtigen Ministerium Herr Dr. Otto Driesen erkürt worden. Gewiß ein wackerer Mann; da er eine der vielen rechten Hände des Propagandachefs Erzberger war (nur eins der Händchen, die der Herr Finanzminister auch im Auswärtigen noch hat), ist er wohl irgendwie tüchtig. Nur: im Jahr 1918 hat er ein Buch veröffentlicht, das den Titel trägt: „Das deutsche Volk und seine Fürsten; eine Antwort auf die Verständnißlosigkeiten des Auslandes" und das zu Verherrlichung Wilhelms und anderer deutschen Fürsten sich auf die steilsten Wortgipfel hebt. Kosthäppchen gefällig? „Welches auch die künftige politische Entwickelung des Deutschen Reiches im Innern sein möge: Das wird nie und nimmer auch nur im Geringsten berühren das uralte, auf unerschütterlicher Gemüthsgrundlage beruhende Vertrauensverhältniß zwischen dem deutschen Volk und seinen Fürsten. Auch, als klar zu Tage trat, daß, wie für den Ausbruch des Weltkrieges, auch für dessen Verlängerung un-

seren Kaiser keine Schuld trifft, ist die Entente ihrem Verleumdungziel treu geblieben. Sie hat der genialen Kriegsführung Hindenburgs und Ludendorffs nichts Gleichwerthiges gegenüberzustellen. Der Kriegsherr, die Offiziere und das Heer bilden ein unzertrennliches Ganze. Ewig wahr ist das Wort Kaiser Wilhelms, das dem Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts die wirthschaftlichen Wege gewiesen hat: ‚Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.‘ Unabhängig von der wandelbaren Macht der Parteien ist das innere Verhältniß des deutschen Volkes zu seinen Fürsten; es ist das in tausendjähriger Geschichte täglich neugeborene Gefühl der geistigen Einheit von Fürst und Volk.“ Genügts? All der verschlissene Plunder aus der amtlichen Schwindelgenesis, vom Bombenwurf auf Nürnberg bis zum Franzoseneinbruch in den Elsaß, wiederholt Herr Driesen gläubig; und beruft sich, als auf den Entschleierer britischer Tücke, auf den Professor Mendelssohn-Bartholdy, der, in Gemeinschaft mit Excellenz Montgelas, die (schon in der ersten Lebenswoche verschollene) versailler Schutzschrift für die Unschuld kaiserlicher Regirung verfaßt hat und nun die vom gewissenhaften Fleiß des Herrn Kautsky gesammelten Akten herausgiebt. Noch las ich die Ernennung des Herrn Driesen nicht im Reichsanzeiger; weiß aber, daß er schon als Haupt der Propaganda „für Außen und Innen“ arbeitet, und könnte seinen frommen Kinderglauben für den Born halten, dem die Mär über den sechsten Juli 14 enttröpfelt ist. Doch er oder ein Anderer: in dem Auswärtigen Ministerium, für das ein marxistischer Sozialdemokrat (ein, seit er am ersten August 1914 durch den Mund eines belgischen Dolmetschers in Paris feierlich und gutgläubig die Ablehnung der deutschen Kriegskredite zusagte, den Westvölkern als Lügner und Verräther geltender) die Verantwortung trägt, scheint nicht nur Niemand zu finden, der eine Note, eine den letzten, schwächeren Noten der Clemenceau-Mandel-Pichon an gedrungener Schlagkraft auch nur zu vergleichende, schreiben kann, erkennt nicht nur Keiner den verhängnißvollen Blödsinn einer Ostpolitik, die Rußland geradezu in die weit geöffneten Arme Englands und Amerikas treibt, sondern ragen ringsum noch

die wurmig morschen Stützen des alten Systems. Wenn Herr Schüler, Personalienreferent und, sagt man, Alles in Allem, von diesem Zustand Nutzen erhofft, soll er wenigstens die arbeitsamen Routiers, Staats- und Unterstaatssekretäre, Botschafter und Gesandte, zurückrufen, deren Muße das arme Reich nicht ewig mit Ruhesold würzen kann. Mit dem Herrn von Romberg, einst, leider, Gesandten in Bern, in dem alle üblen Eigenschaften deutscher Diplomatie sich verkörpern und dessen Einführung (als eines „Sachverständigen") in den Untersuchung-Ausschuß zu dessen Entwerthung vor allem Ausland genügen würde, und mit dem Trefflichen, der zu dem Bilde des ältesten Kronprinzensohnes, als des „angestammten Königs von Preußen", aufblickt, wird das Geschäft nicht zu führen sein. Während der Propagandachef von morgen um die Verhimmelung Wilhelms und anderer Angestammten bemüht war, spottete der aus Bissings Schandwirthschaft aufgeschossene Pressechef von heute öffentlich, auch im Sommer 18, Derer, die von einem den Belgiern gethanen Unrecht zu reden, gar ihm Sühnung zu heischen wagten, und forderte Belgiens Kongo als „Entschädigung" Deutschlands. Um die selbe Zeit bat ein deutschfreundlicher Schweizer, der meinen Einfluß überschätzte, mich, „doch, endlich, die Abberufung des Romberg durchzusetzen, dessen Rieselbeeten das schlimmste Gewächs entkeimt ist und bei dessen Namen schon in den stillsten Ostkantonen ruhige Leute wild werden." Und mit dieser Garnitur will Deutschland Vertrauen erwerben? Mit ihr im Rücken sollen Redliche zu fremden Völkern sprechen, in die Wilhelmstraße, in irgendeine wichtige Reichswerkstätte sei neuer Geist eingezogen? Im vorigen Winter haben wirs geglaubt; durften wirs glauben. Jetzt tritt, jetzt trete jeder Reinliche im Stahlwamms tiefsten Mißtrauens in den Dunstkreis deutscher Regirung.

Doch jeder heimse den ihrem Widerwillen mühsam ausgequetschten Erkenntnißstoff. Am dreißigsten Juni 14 berichtet der Botschafter Tschirschky, in Wien herrsche auch in Ernsten der Wunsch, einmal gründlich mit Serbien abzurechnen; und Wilhelm schreibt an den Rand des Berichtes: „Jetzt oder nie!" Neben Tschirschkys Meldung, er warne

vor unüberlegten Schritten, steht die flegelhafte Rüge des Kaisers: „Wer hat ihn dazu ermächtigt? Das ist sehr dumm! Geht ihn gar nichts an, da es lediglich Oesterreichs Sache ist, was es hierauf zu thun gedenkt. Nachher heißt es dann, wenn es schief geht: Deutschland hat nicht gewollt!! Tschirschky soll den Unsinn gefälligst lassen! Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald! W." Tschirschky muß umfallen; sagt zum Grafen Berchtold „mit allem Nachdruck im Namen seines kaiserlichen Herrn, daß man in Berlin eine Aktion gegen Serbien erwarte und es in Deutschland nicht verstanden werden würde, wenn Oesterreich-Ungarn die gegebene Gelegenheit vorübergehen ließe, ohne einen Schlag zu führen". Am fünften Juli wird in Potsdam den Oesterreichern, die ihre Absicht auf „Verkleinerung" Serbiens gar nicht hehlen, unbedingte Waffenhilfe, auch für Krieg gegen Rußland, zugesagt. Am Sechsten den für Heer und Flotte Deutschlands Verantwortlichen die Vorbereitung nahen Krieges befohlen. Am Dreizehnten wird aus Wiesners Bericht in Wien bekannt, daß Hof und Regirung in Belgrad nicht im Allergeringsten zu dem Attentat auf Franz Ferdinand mitgewirkt haben, nicht einmal irgendwelcher Mitwissenschaft verdächtig sind; „es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, Dies als ausgeschlossen anzusehen". An dem selben Tag wird in berliner Reichsämtern der wesentliche Inhalt des wiener Ultimatums gelesen (dessen Kenntniß dann eben so hartnäckig geleugnet wird wie später die Fälschung der in Belgien gestohlenen Staatsurkunden). Alle Vermittlervorschläge werden abgewiesen oder durch Heuchelkomoedie vereitelt. Denn: nach offener Ablehnung jedes Vorschlages, schreibt, am Achtundzwanzigsten, Bethmann an Berchtold, „würden wir als die eigentlichen Treiber zum Krieg hingestellt werden" (die „wir", wie heute unzweideutig erwiesen ist, waren). Das aber „würde auch unsere Stellung im eigenen Lande unmöglich machen, wo wir als die zum Kriege Gezwungenen dastehen müssen". Müssen. Deshalb spricht am vierten August der wahrhaftige Mund Seiner Majestät des Allergroßmächtigsten, Allerdurchlauchtigsten, Allergnädigsten Kaisers, Königs und Herrn: „In unbeirrbarer Redlichkeit hat meine Regirung auch unter heraus-

fordernden Umständen die Entwickelung aller sittlichen, geistigen und wirthschaftlichen Kräfte als höheres Ziel verfolgt. In aufgedrungener Nothwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert." Der Propagandachef, der das Wagniß unternimmt, dieses Lügengespinnst, das unsauberste, in das irgendwo jemals ein Volk verfitzt worden ist, aus der Welt zu schwatzen, zu kritzeln, in reinliches Gefädel aufzuknäueln, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

OHL

Als es (im Stil des höchst königlich Bewährten) „schief ging", hieß es in Oesterreich, Ungarn, der Türkei, Bulgarien: „Deutschland hat es gewollt." Von Rechtes wegen. Warum es so zum Entsetzen schief gehen mußte, lernt man klar erst nach tiefem Blick in die Schwarze Küche erkennen, in der die Oberste Heeresleitung „Politik" (was ihr Politik schien) machte. Da sie selbst ihr Wollen deutlicher, als ein Anderer vermöchte, ausdrückt, gebe ich heute zunächst hier zwei Proben.

I. „An Seine Majestät.

Großes Hauptquartier, den 27. 6. 17.

Euer Majestät haben mir vor einigen Wochen eine vom Auswärtigen Amt übermittelte Aeußerung eines russischen Polen Von Kunowski und einen Ausschnitt der Freisinnigen Zeitung zugeleitet. Beide Schriftstücke befassen sich mit der Person des Reichskanzlers. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie auf ihren Werth zu prüfen, und bin zu Folgendem gekommen:

Die Ansichten des Herrn von Kunowski sind in dem Euer Majestät vorgelegten Bericht anscheinend nicht richtig wiedergegeben. Dem Chef des Kriegspresseamts gegenüber hat sich Herr von Kunowski am zweiundzwanzigsten Juni folgendermaßen geäußert: ‚Den Russen und übrigens auch den Franzosen, Engländern, Italienern usw. komme es darauf an, einen möglichst dauernden Frieden zu erzielen. Hieraus ergeben sich verschiedene Schlußfolgerungen. Die Russen möchten nicht gern Sonderfrieden schließen, weil sie fürchteten, es dann mit England, und Frankreich zu verderben und wehrlos Deutschland ausgeliefert zu sein, wovon man eine Unterstützung der Reaktion befürchte. Diese Befürchtung werde vor Allem durch die Auffassung gestützt, daß es in Deutschland nicht eine einheitliche

politische Gewalt gebe, sondern daß der Reichskanzler einerseits, die Oberste Heeresleitung andererseits völlig verschiedene Ziele zu erreichen suchten. Vom Reichskanzler vermuthe man, daß er an sich den Wünschen Rußlands und der Entente weit mehr entgegenkommen würde, wenn er nicht von der Obersten Heeresleitung daran gehindert würde, die ihrerseits positive Ergebnisse des Krieges verlange. In Folge Dessen seien die Aeußerungen des Kanzlers nichtssagend und die Russen könnten nichts damit anfangen. An sich bestehe gegen die deutsche Regirung, insbesondere gegen den Reichskanzler, keine besondere Abneigung. Aehnlich sei die Auffassung bei den andern Ententemächten. Wenn auch hie und da gesagt worden sei, man könne mit dem Kanzler, der den Krieg begonnen habe, keinen Frieden schließen, so spiele Das keine wesentliche Rolle.'

Demnach geht die Ansicht unserer Feinde nicht, wie aus dem Euer Majestät vorgelegten Bericht entnommen werden muß, dahin, daß der Kanzler ihr gefährlichster Feind sei.

Die Freisinnige Zeitung, das Blatt Eugen Richters, ist das offizielle Organ des doktrinären bürgerlichen Freisinns. Sie vertritt mit der Blindheit, wie sie dem bürgerlichen Freisinn eigen ist, den Parlamentarismus in reinster Form. In diesem Ziel ist sie mit den großen Blättern des jüdischen Freisinns, dem Berliner Tageblatt und der Frankfurter Zeitung, durchaus eines Sinnes. Das Blatt hat jedoch bei Weitem nicht den gleichen Einfluß wie die letztgenannten Blätter. Die Freisinnige Zeitung äußert nun ihre Befriedigung darüber, daß der Kanzler fester als je im Sattel sitzt. Daß Dies kein geschlossener Ausdruck des Freisinns ist, geht aus einem Artikel des Berliner Tageblatts hervor, in dem ein Personenwechsel im Reichskanzleramt als ein nothwendiger Beitrag Deutschlands zur Lösung der Weltkrise bezeichnet wird.

Im Uebrigen vertritt die freisinnige Presse diesen Standpunkt meines Erachtens aber auch nur deshalb, weil sie glaubt, unter dem jetzigen Kanzler ihrem Ziel, dem Parlamentarismus, näher zu kommen. Einem starken Staatswesen, wie wir es brauchen, hat die Freisinnige Zeitung niemals zugestimmt und wird sie nie zustimmen. Wenn sie den Kanzler für den Vertreter eines starken Staatsgedankens hielte, würde sie ihn sicher nicht stützen. In welchem Maße der Freisinn am reinen Parlamentarismus festhält, geht aus dem anliegenden Artikel der Frankfurter Zeitung hervor. Er fordert, daß der Träger der Krone völlig in den Hintergrund treten soll vor den aus dem Parlament zu entnehmenden

Leitern der Politik, die die Kontrole über die gesammte Beamtenschaft haben sollen.

In einer gelegentlichen Stellungnahme eines freisinnigen Blattes für den Kanzler kann ich daher nur ein wenig gutes Zeichen erblicken.

Ich weiß nicht, ob Euer Majestät auf Grund der mir übersandten Aeußerungen des Herrn von Kunowski und der Freisinnigen Zeitung angenommen hatten, daß der Kanzler im deutschen Volk als der Träger einer starken und damit unseren Feinden gefährlichen äußeren Politik gilt und daß seine Gesammtpolitik von der Masse des Volkes getheilt und gestützt wird. Wäre es der Fall, so müßte der Reichskanzler in der Presse und im Reichstag eine Mehrheit haben. Die ist aber nicht vorhanden.

Bis vor Kurzem war das Bild folgendes:

Für den Reichskanzler traten die gemäßigten Sozialdemokraten und der Freisinn mit ihrer Presse ein, Nationalliberale und Centrum verhielten sich verhältnismäßig passiv, die rechtsstehenden Parteien und Blätter, die großen parteilosen Zeitunglen (Lokalanzeiger, Vossische Zeitung, Tägliche Rundschau, Deutsche Zeitung) und der bei Weitem größte Theil der Provinzblätter stellten sich mehr oder weniger schroff in Gegensatz zum Kanzler.

Eine gewisse Wandlung ist in letzter Zeit dadurch eingetreten, daß, wie schon erwähnt, einzelne große sozialdemokratische und freisinnige Blätter (Vorwärts und Berliner Tageblatt) anfangen, nach einem Kanzlerwechsel zu streben. Wenn der Vorwärts derartige Wünsche kund giebt, so sind es gleichzeitig die Wünsche der sozialdemokratischen Parteileitung.

Die Gründe dieser Lage und des Wechsels sind klar. Sozialdemokratie und Freisinn haben ihn bislang gestützt, weil sie sahen, daß er ihrem Dängern nachgab. Sie erhofften von ihm eine größere Annäherung an ihre politischen Ziele, den Parlamentarismus, der auch für die Sozialdemokratie die erste Etape bildet. Es ist bezeichnend, daß unmittelbar nach Eurer Majestät Osterbotschaft bei beiden Parteien die Forderung des gleichen Wahlrechts erhoben, die Theilnahme von Parlamentariern an der Regirung und die sofortige Neuorientirung verlangt wurde. Diese Forderungen traten immer stärker hervor. Anscheinend sind aber seit Kurzem Zweifel darüber aufgetaucht, ob der Kanzler so weit gehen wird und darf. Daher die Wünsche des Berliner Tageblatts und des Vorwärts nach einem Kanzlerwechsel. Sie werden sich ihm erst dann wieder zu-

wenden, wenn erneute Zugeständnisse gemacht würden, und dann nach einiger Zeit das Spiel wiederholen.

Ganz ähnlicher Art sind die Gründe, die zu der Passivität des Centrums und der Nationalliberalen geführt haben. Auch diese Parteien streben einer wesentlichen Erweiterung der Parlamentsmacht zu. Auch ist dem Centrum die Aufhebung des Jesuitengesetzes und des Sprachenparagraphen zugestanden. Sie treten aber doch nicht rückhaltlos neben den Kanzler, weil sie im Uebrigen mit der Handhabung der Politik durch den Kanzler nicht einverstanden sind. Sie erblicken in dem Fehlen jeder straffen Führung und einer starken Hand im Inneren und in der Scheu der Regirung vor scharfen und durchgreifenden Maßnahmen eine schwere Gefahr und glauben nicht, daß der Kanzler nach seinem politischen Vorleben im Stande sein wird, die deutschen Forderungen nach außen rückhaltlos zu vertreten. Bei den rechtsstehenden Parteien und dem größten Theil der parteilosen Blätter, die entweder Forderungen in Richtung auf den Parlamentarismus nicht stellen oder als parteilose Blätter nicht das gleiche Interesse an ihnen haben, überwiegt naturgemäß die Kritik an der Politik des Kanzlers, da sie Sonderwünsche, die ihnen der Kanzler erfüllen könnte, nicht haben. Sie stehen daher im offenen Kampf. Sie fürchten vom Kanzler eine weitere Verringerung der Staatsgewalt, ein Abbröckeln von der Macht der Krone und ein schrittweise weiteres Nachgeben nach innen und nach außen.

Eine Mehrheit für die Politik des Kanzlers besteht demnach nicht. Diejenigen Parteien und Kreise, welche ihn augenblicklich stützen, thun Dies nur bedingt und aus egoistischen, dem Staatswohl entgegengesetzten Interessen. Dem scheint zu widersprechen, daß der Kanzler bei seiner letzten großen Rede eine Art Vertrauensvotum fast des ganzen Reichstages erhielt. Diese Vertrauenskundgebung bezog sich aber, wie ich aus vielen Anzeichen schließe, nicht auf den Kanzler und seine Politik, sondern sie erfolgte lediglich auf die vom Kanzler betonte Uebereinstimmung der Reichsleitung mit den Bundesgenossen und der Obersten Heeresleitung. Ich bin überzeugt, daß die Führer der rechtsstehenden und der Mittelparteien des Reichstages, wenn sie von Euer Majestät befragt werden, diese meine Meinung bestätigen würden.

In diesem Zusammenhang darf ich aber auch allgemein auf die hohe Bedeutung hinweisen, die meines Erachtens eine Fühlungnahme Euer Majestät mit den politischen Führern des Volkes hätte.

Voran stelle ich die Bedeutung, die ein solcher Schritt für das Vertrauen des Volkes zu Euer Majestät und für die innere Stärke und den Zusammenhang des Volkes hätte. Leider haben die Hoffnungen, die an Euer Majestät Osterbotschaft geknüpft wurden, nämlich, daß der Parteihader aufhören würde, sich nicht erfüllt. Die Zerrissenheit ist größer als vordem. Auf der einen Seite ist die Begehrlichkeit der politischen Führer gestiegen; sie hoffen, mit dem kleinen Finger die ganze Hand zu erraffen; auf der anderen Seite sind die Befürchtungen, daß es auf dieser Bahn weiter, als es für den Staat gut ist, gehen wird, gestiegen. Daß diese Folgen eingetreten sind, ist meines Erachtens lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß es dem Kanzler nicht eigen ist, klar umrissene Entschließungen zu fassen, sie in fester Form zu vertreten und an diesen Entschließungen unverrückt festzuhalten.

Eine enge Fühlungnahme Euer Majestät mit den politischen Führern wird Diese lehren, daß zwar Euer Majestät gewillt sind, dem Volk ein größeres Maß von Mitarbeit an den Geschicken des Landes zuzugestehen, daß aber die Grenzen feststehen. Dann werden die linken Parteien sich bescheiden, die rechten aber werden sehen, daß der beschrittene Weg nicht in den Abgrund führt. Beide werden von der Kritik ablassen und statt Dessen positiv mitarbeiten.

Euer Majestät werden aber aus einer solchen Fühlungnahme meines Erachtens auch die Ueberzeugung gewinnen, daß die rechten Parteien noch immer die Vertreter desjenigen Theils des Volkes sind, der auch jetzt noch am Ehesten und ohne Forderungen bereit ist, selbstlos für Euer Majestät bis zum Letzten einzustehen, mögen auch seine Führer im Festhalten am Bestehenden und Betonen ihres Standpunktes manchmal zu weit gegangen sein.

Euer Majestät werden außerdem ein sicheres Bild über manche andere Vorgänge auf dem politischen Gebiet erhalten. Die Stockholmer Konferenz ist leider in den Augen der Welt und des deutschen Volkes nicht Das geblieben, was sie sein sollte: ein privater Schritt der Sozialdemokratischen Partei. Sie ist zu einem hochpolitischen Akt geworden. Die Außenwelt glaubt, dahinter Euer Majestät Absichten zu sehen, und im Inneren fühlen sich die anderen Parteien, nicht ohne Recht, hinter die scheinbar von der Regirung als Sprachrohr benutzten Sozialdemokraten zurückgesetzt. Durch die Konferenz sind die internationalen sozialdemokratischen Tendenzen zweifellos ver-

stärkt; und auch im Innern hat dadurch das Ansehen des monarchischen Staates schwer gelitten. Das Alles werden, glaube ich, die politischen Führer Euer Majestät bestätigen.

Gestatten Euer Majestät mir noch ein Wort über die Sozialdemokratie. Die sozialdemokratischen Tendenzen sind in Wahrheit bei Weitem nicht so verbreitet, wie es nach dem Auftreten ihrer Führer und der Rücksicht, die sie genießen, angenommen werden kann. Zu Beginn des Krieges sagte sich der sozialdemokratische Theil der arbeitenden Bevölkerung überhaupt von seinen Führern los, so daß Diese einlenken mußten. Leider übernahm es die Regirung nicht, ihrerseits nun die Führung zu übernehmen. Die führerlose Masse ist dann allmählich wieder in die Hand der sozialdemokratischen Häupter gekommen, aber es sind heute mehr denn je ‚Mitläufer'. Gefährliche Anzeichen des Wachsthums sind aber schon vorhanden. Die Sozialdemokratische Arbeitgemeinschaft hetzt die niedrigsten Instinkte auf und die sozialdemokratische Mehrheit ist gezwungen, um nicht an Einfluß zu verlieren, ebenfalls alle Forderungen ihres Anhanges, mögen sie auch noch so albern und ungerecht sein, zu vertreten. Wenn somit eine sozialdemokratische Gefahr zur Zeit noch nicht besteht, so ist es doch hohe Zeit, daß die Regirung die Zügel straffer nimmt. Die schwerste Sorge ist aber augenblicklich das Sinken der Stimmung im Volke. Sie muß gehoben werden; sonst verlieren wir den Krieg. Auch unsere Bundesgenossen bedürfen einer starken Rückenstärkung, sonst ist die Gefahr vorhanden, daß sie abfallen. Dazu gilt es im Inneren die schwierigsten wirthschaftlichen und für die Zukunft bedeutsamsten Fragen zu lösen, wie Ernährungpolitik, Vorbereitung der Umstellung in die Friedenswirthschaft usw. Es entsteht die Frage, ob der Kanzler zur Lösung dieser Fragen (und sie müssen richtig gelöst werden, sonst sind wir verloren) im Stande ist. von Hindenburg."

II. „An den Herrn Reichskanzler.

Chef des Generalstabes des Feldheeres. Großes Hauptquartier, den 7. 7. 1917.

Auf Euer Excellenz Schreiben v. 25./6. beehre ich mich zu erwidern:

Ich stimme Euer Excellenz darin zu, daß die Stimmung in der Heimath zweifellos herabgedrückt ist. Den Grund hierfür sehe ich jedoch nicht, wie Euer Excellenz, in erster iLnie in getäuschten Hoffnungen auf ein frühes Kriegsende, sondern in be-

deutend höherem Maße in wirthschaftlichen Schwierigkeiten und innerpolitischen Unstimmigkeiten. Das geht meines Erachtens unter Anderem aus den mir regelmäßig im Auszug zugehenden Berichten der Stellvertretenden Generalkommandos und auch aus dem Gesammtbild der Presse zweifelsfrei hervor.

Das Volk ist mit Recht empört darüber, daß Versprechungen auf dem Gebiet der Ernährung nicht gehalten werden konnten. Es ist bereit, jeder Möglichkeit offen in das Gesicht zu blicken, wenn sie ihm ungeschminkt dargestellt und es selbst davon überzeugt wird, daß die Regirung ihr Möglichstes thut, um vermeidbare Schäden abzuwenden; auch muß es sehen können, daß überall gerecht verfahren wird. Das Nichtinnehalten der Versprechungen hat aber das Vertrauen des Volkes in die berufenen Führer, die Beamtenschaft, schwer untergraben; auch sieht die Bevölkerung, daß dem Wucher, dem Ketten- und Schleichhandel nicht mit Erfolg entgegengetreten wird. Es ist ferner kaum zu bestreiten, daß auf dem Gebiet des Ersatzfuttermittelwesens und der Trocknung der Nahrungmittel schneller und ergiebiger hätte gearbeitet werden müssen.

Euer Excellenz erwähnen im Einzelnen die Kohlenversorgung. Ich habe bereits Ende des Jahres 1916 während meiner Anwesenheit in Berlin mündlich die in Betracht kommenden Stellen der Regirung auf die Nothwendigkeit durchgreifender Maßnahmen in der Kohlenversorgung hingewiesen; ich habe am 20. 2. 1917 schriftlich meine Ansicht wiederholt, daß ein Kohlenkommissar nunmehr beschleunigt eingesetzt werden müsse, und dabei betont, daß nur eine ganze Persönlichkeit mit weitestgehender Vollmacht die Aufgabe bewältigen könne. Die Ereignisse haben gezeigt, daß jedenfalls die Persönlichkeit des bisherigen Kohlenkommissars nicht ausreichte; ob seine Vollmachten genügende waren, ist mir sehr zweifelhaft. Jetzt kann ich nur hoffen, daß der neue Kohlenkommissar der geeignete Mann ist und daß seine Tüchtigkeit nicht durch Ressortschwierigkeiten beeinträchtigt wird. Wenn nunmehr das alleinige Heil in der sofortigen Freigabe von fünfzigtausend Facharbeitern aus dem Feldheer gefunden wird, so muß ich mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß eine solche Abgabe in Zeiten entscheidender Kampfthätigkeit, in denen das Heer die Aufgabe des unbedingten Standhaltens erfüllen muß, von Heute auf Morgen gar nicht mgölich ist. Das Feldheer hat vom November 1916 ab bereits hundertsechzigtausend Facharbeiter, einen sehr werthvollen Bestandtheil seiner Kraft, zur Verfügung gestellt; trotzdem hoffe

ich, die Kohlenarbeiter so rechtzeitig zurückschicken zu können, daß durch ihre Arbeit ernste Schwierigkeiten im Winter vermieden werden. Sollte Das aber wider Erwarten nicht möglich sein, so betone ich schon jetzt (um das Hochkommen anderer Urtheile so weit wie möglich zu verhindern), daß ich die Schul an solchen Zustdänden lediglich in den Versäumnissen und Fehlgriffen früherer Zeit und der anfänglichen Scheu vor durchgreifenden Maßnahmen erblicken kann. Ein Abladen der Schuld auf meine Schultern, wie es seiner Zeit mt völligem Unrecht in der polnischen Frage und in der Frage der belgischen Arbeiter geschah, lehne ich im Voraus ab.

Den zweiten Grund der inneren Unzufriedenheit erblicke ich, wie eingangs erwähnt, in den innerpolitischen Unstimmigkeiten. In immer verstärktem Maße wird aus der bei Beginn des Krieges vorhandenen Geschlossenheit eine Zerrissenheit, wie sie selbst in den schlimmsten Zeiten vor dem Krieg nicht bestand. Der Grund ist mir klar. Der Einfluß unverantwortlicher Organe auf die Volksstimmung ist stärker als der der Regirung und der zur Führung des Volkes berufenen Beamtenschaft. Dieser Zustand wäre nicht eingetreten, wenn im Volke die Ueberzeugung herrschen würde, daß die Regirung mit festem Willen, ohne nach rechts und links und nach außen zu sehen, ihren Weg geht. So aber wirkt auf die Volksstimmung, insonderheit in der Kriegszielfrage und auf dem Gebiet der Neuorientiurng, nicht die Rücksicht auf das allgemeine Staatswohl, sondern ungehemmt diejenige auf Privat-, Partei- und Sonderinteressen. Das hat nothgedrungen zu den inneren Gegensätzen und Zwistigkeiten geführt.

Ich bin daher der Ansicht, daß innere Schwierigkeiten viel mehr als die getäuschten Hoffnungen auf ein nahes Kriegsende die Schuld am Sinken der Stimmung tragen.

Was Euer Excellenz Ausführungen über diese getäuschten Hoffnungen im Zusammenhang mit dem Unterseebootkrieg und mit der allgemeinen Lage anbetrifft, so kann ich auch sie nicht unwidersprochen lassen.

Das Feldheer hat sich ohne Weiteres mit der Möglichkeit eines weiteren Kriegswinters abgefunden. Es ist jedem einzelnen Soldaten am Feinde selbstverständlich, daß alle Gefahren, Entbehrungen und Nöthe ertragen werden müssen, bis wir zu einem brauchbaren Frieden gelangt sind. Ich denke, es müßte nicht schwer sein, in der Heimath die gleichen Empfindungen und Aussichten zu wecken und zu erhalten, wenn dem Volk

von den berufenen Organen immer wieder klar gemacht wird, um was es geht. Euer Excellenz betonen sehr richtig, daß wir einem Helotendasein entgegengehen, wenn wir nachgeben, so lange bei unseren Feinden noch keine Friedensneigung durchbricht. Andererseits halten Euer Excellenz es aber für ausgeschlossen, daß unsere Feinde zum Frieden gezwungen werden könnten, und Euer Excellenz erblicken die Lösung daher in einem Verständigungfrieden, der bis zum Herbst erfolgen muß, wenn Oesterreich-Ungarn bei der Stange gehalten werden soll. Zu diesem Zweck soll der Unterseebootkrieg zwar energisch fortgeführt, im Uebrigen aber Alles vermieden werden, was den Entschluß Englands zur Anknüpfung von Friedensverhandlungen erschweren könnte.

Ich glaube nicht, daß England zu einem Verständigungfrieden bereit ist, so lange es noch hoffen kann, daß Deutschland vor England zusammenbricht. Am Allerwenigsten wird es zu einem solchen Frieden bereit sein, wenn Oesterreich-Ungarn im Begriff ist, abzufallen. Der Gewinn, den England aus einer Fortsetzung des Krieges bis zu Deutschlands Zusammenbruch gegenüber einem Verständigungfrieden ziehen kann, ist so ungeheuer, daß es die längere Kriegsdauer in gewohnter Energie und Entschlossenheit auf sich nehmen wird. Daran habe ich keinen Zweifel und Das beweist jedes Blatt der englischen Geschichte. Wohl aber wird England sofort zu einem ‚Verständigungfrieden' bereit sein, wenn es einsieht, daß der eigene Zusammenbruch früher als der deutsche erfolgt. Wir können sicher sein, daß jeder englische Friedensversuch der Beweis seiner nahenden Agonie ist. Es würde meines Erachtens ein Unheil für unsere staatliche und wirthschaftliche Zukunft bedeuten, wenn wir einen solchen englischen ‚Verständigungfrieden' annähmen, ohne daß wir durch einen Abfall Oesterreich-Ungarns und eine gleichzeitige eigene Agonie zum sofortigen Frieden gezwungen wären. Ein solches ungünstiges Zusammentreffen halte ich aber für äußerst unwahrscheinlich. Ich theile nicht Euer Excellenz Ansicht, daß die Vorstellungen des Unterseebootkrieges als übertrieben erkannt sind, daß alle auf statistische Berechnungen gegründeten Voraussetzungen sich als völlig unzuverlässig erwiesen haben und daß die Nothwendigkeit für England, Frieden zu schließen, in ganz weite Fernen gerückt ist. Ich bleibe vielmehr auf dem in meinem Schreiben vom 19. 6. 17 klargelegten Standpunkt stehen.

Wann der Augenblick gekommen sein wird, an welchem

das Gewebe der gesammten Kriegswirthschaft unserer Feinde zerreißt, kann man nicht mit Bestimmtheit voraussagen; daß er aber in absehbarer Zeit kommt, ist mir sicher.

Bis dahin müssen wir mit allen Mitteln versuchen, Oesterreich bei der Stange zu halten. Das beste Mittel ist und bleibt die eigene Entschlossenheit. Geben wir früher nach, so gehen wir auch dann einem Helotendasein entgegen, wenn wir einen ‚Verständigungfrieden' schließen, zu dem, wie ich wiederhole, England meines Erachtens nur unmittelbar vor dem Zusammenbruch bereit sein wird. Der Wirthschaftkampf Deutschlands gegen den von England um uns gelegten und immer mehr verstärkten Ring bleibt dann eben so aussichtlos wie im Fall einer völligen Niederlage.

Wir müssen also den Krieg mit allen Mitteln und mit äußerster Schärfe führen! Euer Excellenz bemängeln die Luftangriffe auf London. Ich schätze die Engländer nicht so ein, daß bei ihnen durch Nachgiebigkeit oder schonende Rücksicht irgendetwas errreicht werden kann. Der militärische Werth der Angriffe ist groß. Sie halten viel Kriegsmaterial von der französischen Front fern und vernichten wichtige feindliche Staatseinrichtungen verschiedener Art. Daß hierbei auch unschuldige Menschen benachtheiligt werden, ist bedauerlich, aber nicht zu vermeiden. Um Euer Excellenz hiervon abweichender Ansicht besseres Verständniß entgegenbringen zu können, bitte ich um gefällige Mittheilung der Unterlagen für die Auffassung, daß der vorletzte Luftangriff auf London die Instinkte des englischen Volkes in verheerender Weise aufgepeitscht hat, und um Angabe, welche Staatsmänner einem Friedensschluß vor diesem Angriff geneigt waren, jetzt aber die von Euer Excellenz erwähnten Erklärungen abgegeben haben.

v. Hindenburg."

Mit beklemmtem Athem liest mans. Erinnert, zuerst, sich der hundertmal wiederholten Betheuerung, nie sei von den Heeresleitern Eingriff in die Politik erstrebt, auch nur versucht worden. (Ich höre, wahrlich, schon die Ausrede: „Ja, wenn die Regirung eben völlig versagte . . .!" Nichts ist in dem Dunstkreis unmöglich, wo man, zum Beispiel, über die Urkunde des mit Zangen herausgeholten Geständnisses, daß am sechsten Juli 14 der Kaiser den Verantwortlichen die Kriegsvorbereitung befohlen habe, zu Täuschung frommer Einfalt schreibt: „Die Legende vom potsdamer Kriegsrath"; nichts, wenn in neun Zehnteln aller Preßpro-

vinzen die Pflicht, solchen Trug anzuprangern, nicht erfüllt wird.) Der Leser besinnt, zweitens, die Seltsamkeit eines Zustandes, in dem Einer das Denken und Wollen eines Anderen für eigenes Innenerlebniß ausgiebt. Was der Marschall unterschreibt, ist das Programm des Generals Ludendorff und seiner Leute. Die Beweisfülle könnte für Minuten Trübe entwölken. „Ich habe im Februar 17 meine Ansicht wiederholt, daß ein Kohlenkommissar beschleunigt eingesetzt werden müsse“: Herr von Hindenburg in dem Brief an den Reichskanzler. „Im Februar 17 drang ich auf die Einsetzung eines Kohlenkommissars“: General Ludendorff auf der achten Seite seines Buches. Eben so ists mit der Entlassung der Bergarbeiter aus dem Frontdienst; mit allem Uebrigen. Ceterum censeo: Der Nationalheld lebt nicht auf unserer Erde, ist mit Haut und Haar ein Geschöpf des ludendorffischen Hirnes; drum können nur Narren oder Schwindler den Aelteren preisen, den Jüngeren verdammen. Schnell mit dem Wort Fertige werden die aus den Anklagebriefen sprechende Denkweise „alldeutsch“ nennen. So war ja die Atmosphäre, wo die eingebürgerten Fremdwörter Telegramm und Depesche durch das unverständliche Wort „Fernschreiben“ ersetzt wurde. Doch unter den Alldeutschen sind gescheite, politisch gebildete Leute: und in den Briefen graut kein Dämmern von Verständniß des Nothwendigen und des Möglichen. Schon das Streben nach Parlamentarischer Regirung gilt hier als Todsünde. Vom Wesen des Parlamentarismus weiß der General („der eigentliche Hindenburg“) nicht mehr als von dem des Bolschewismus, den er geschlechtlicher Promiskuität verleumdet und zu dessen Wegbereitern er die Herren Kühlmann und Hintze (im Ernst) zählt. Frankfurter Zeitung und Berliner Tageblatt, die in Verherrlichung der Kriegsthaten und Kränzung des Heros doch, bei allen Göttern, nicht säumig waren, bleiben Judenblätter und vertreten „egoistische, dem Staatswohl entgegengesetzte Interessen“. Edel, selbstlos und treu sind nur die Führer und Zeitungmacher „der rehtsstehenden und der Mittelparteten“. Aufgewärmter Kohl ist auch das über die Sozialdemokratie Gesagte. Kohl ohne Nährgehalt; Herr Dr. Helphand-Parvus, der tief unterirdisch die Augustschwenkung der Sozialisten-

Fraktion erwirkte, wird sein Goliathlachen in die Luft brüllen, wenn er liest, die Arbeiterschaft habe die Führer zu Umkehr gezwungen. Eben so grausig falsch ist das über die Stimmung des Feldheeres Vorgetragene. Zu Bergen (schon aus dem Nachlaß Liebknechts und Haases wärs zu erweisen) häuften sich damals längst die Beschwerdebriefe und Zornepisteln von der Front, zu Hunderten standen die Kriegernamen darunter und der Ton des Grimmes gellte so laut, daß die Angerufenen die zerquälten Leute schwichtigen und ihnen, wie gerade die Abgeordneten Haase und Cohn hundertmal thaten, antworten mußten, ehe die Militärmaschine sich nicht selbst totgelaufen habe, sei nichts, am Wenigsten von Aufruhrsversuch, zu hoffen. Der Glaube, „das Feldheer habe sich ohne Weiteres mit der Möglichkeit des vierten Kriegswinters abgefunden", war wüsten Irrthums. Nicht minder gefährlich der Wahn, „in absehbarer Zeit werde das Gewebe der gesammten Kriegswirthschaft unserer Feinde zerreißen. Von Unkenntniß zeugt die Berufung auf „jedes Blatt der englischen Geschichte": die gerade, von den Verhandlungen mit Washington, dann mit Talleyrand bis zu denen mit Botha, lehrt, daß Britanien niemals dumm genug war, einen starken Gegner durchaus „vernichten" zu wollen. Herr von Bethmann war in Vernunftrecht, als er die Schädlichkeit der, trotz aller Aufbauschung, ertraglosen Luftangriffe unterstrich; sie und die noch effektsüchtig thörichtere Fernbeschießung von Paris haben, nach dem Zeugniß gewichtiger Briten und Franzosen, mit dem Schutt ehrwürdiger Kirchen, mit dem Blut von Frauen und Kindern das Sehnen nach Verständigung weggeschwemmt und den Lansdowne und Painlevé die zu Friedensstiftung tauglichen Waffen entwunden. Unverzeihlich aber ist, daß der Kanzler auch nur einen Tag lang das herrisch barsche Dreinreden politisch Unwissender duldete, die nach einem Krieg, von dem selbst Herr Helfferich, ihr neuster Sozius, in Moskau sagte, er werde nicht einen Stein des Staatsgebäudes auf dem anderen lassen, den Wagen des Heuchel-Konstitutionalismus im alten Trab weiter kutschiren, nur „die Zügel straffer" noch anziehen wollten.

Ihre blinde Verkennung aller Wirklichkeit wird erst Dem begreiflich, der weiß, aus welchen Fässern sie Wissenschaft

zapften. Ungemein tüchtigen Großindustriellen, die ihren
leeren Schulsack wie einen Ehrenschild tragen und im Be-
zirk der Politik wie wilde Rangen auf einer Maiwiese toben,
schlichen Monomane und emporgekommene Reporter nach:
und was aus solchen Spundlöchern rann, wurde von den
mit militärischer Arbeit Ueberlasteten als reiner Trank der
Labe geschlürft. Daher das fast kindische Irren im Urtheil
über Partei- und Pressewesen, gar über Bedürfniß und Mög-
lichkeit deutscher Zukunft. Daher, noch jetzt, das stete
Straucheln über Grundbegriffe, im Alltagsgebrauch glattge-
hobelte, der Politik. Militarismus, Internationale, Demo-
kratie, Sozialismus: diesen Generalen sinds böhmische Dör-
fer. Vor vielen Jahren erzählte mir der sozialdemokratische
Abgeordnete Blos, der jetzt dem württembergischen Frei-
staat präsidirt, Marschall Moltke, den vor dem alten Reichs-
tag ein trunkener Arbeiter angerempelt hatte, habe zu ihm,
der dem Greis den vom Caesarschädel gefallenen Helm auf-
hob, nach dem Dankwort gesagt: „Das war kein Organi-
sirter!" Die vier Worte des nur im Heim Redseligen offen-
barten tieferes Verständniß des Sozialismus und seiner Er-
zieherleistung als alles von dem Herrn Ludendorff Geschrie-
bene und Geredete. Der (als mildernden Umstand muß
mans erwähnen) ist als nur militärisch geschulter, im Ge-
neralstab überbürdeter Oberst ins Feld gezogen und, unter
dem Druck ungeheurer Hirnspannung, vier Jahre lang kaum
zu Athem gekommen. Doch er selbst müßte schaudern, wenn
er auf den Abstand seines Buches von irgendeiner Schrift
Moltkes, der frühsten noch, blickt. Er hat nie erkannt, daß
Deutschland, weils fast ein Drittel seines Volkes nur vom
Ertrag des von fremder Rohstofflieferung abhängigen Aus-
fuhrhandels ernähren kann, nichts von triumphalem, ihm die
Weltfeindschaft noch mehrenden Endsieg, Alles nur von Ver-
söhnung der Weltmächte zu hoffen hatte, die das Thor der
Rohstofflager und der Absatzmärkte öffnen und schließen
und deren geduldigem Wohlwollen der Aufschwung deut-
scher Wirthschaft zu danken war. Daß sich also kein gün-
stigerer Kriegsausgang erdenken ließ als einer, der dem Deut-
schen Reich sein Hoheitgebiet, nach unbeträchtlicher Ab-
splitterung, wahrte und als Plus nur die allgemeine Erkenntniß

seiner Leistungfähigkeit zubrachte. (So habe ich schon 1914 an Ballins wirthlichem Tisch vor dem Ohr eines Deutschen Botschafters das allein erstrebenswerthe Kriegsziel bezeichnet.) Dieser Ausgang schien dem General Ludendorff viel zu schmal. Dem Frieden, der immer, bis in den April 18, zu haben war, hätte er, hätte der von des Technikers Leistung in den Schimmerkranz des Volksheiligen gehobene Feldmarschall niemals zugestimmt. Er hat das physische und seelische Vermögen Deutschlands über-, das der drei Westmächte fatal unterschätzt; ist für das menschheitwidrige Wagniß fessellosen Tauchbootkrieges gegen Neutrale, für den grausig grotesken Frieden von Brest-Litowsk (den er durch telephonisch wüthendes Drängen erzwang), für die zuvor nirgends erschaute Verwüstung Nordfrankreichs, die Mißachtung Amerikas, sogar für die zähe Selbstblendung vor dem Augenschein zerschmetternder Tankwirkung verantwortlich. Mit all seiner bewundernswerthen Technik und Ballungskraft hat er nicht eine der gegen uns verbündeten Großmächte besiegt; hat, um Rußlands Fall zu erwirken, ihm den Bolschewismus eingeimpft: von seinem, des Monarchisten, Militaristen, Ordnungwahrers, Kapitalschützers, Standpunkt aus also das schlimmste, am Längsten nachwirkende Unheil der ganzen Kriegszeit gestiftet. Für die nach seinem Willen versenkten Schiffe, auf seinen Wink in Wüste gewandelten Länder haftet das deutsche Volk; muß es, dem der Krieg sonst um drei Kostenviertel billiger geworden wäre, Menschenalter lang arbeiten. Und hätte, wie er zäh behauptet, wirklich Bolschewikenwühlerei Heer und Heimath zermürbt, so wäre auch dafür er, der die Einschleppung nach Rußland wollte, verantwortlich. Daß Einer, der, nach solchem Erlebniß, die völlige Vernichtung des Heeres nur dadurch meiden konnte, daß er zehnmal zwischen zwei Sonnen Waffenstillstand, um jeden Preis, erbat, sich in Rügerede und Triumphatorsgeberde aufreckt, ist ohne Vorgang in aller Menschengeschichte.

Kriegsgefangene

„....., 28. 11. 19.

Sehr geehrter Herr Harden, ich wende mich an Sie im Namen vieler russischen Kriegsgefangenen (in Deutschland), die die Russische Sektion der Kommunistischen Partei in Deutschland bilden. Ich bitte Sie, meinen Brief in Ihrer ‚Zukunft‘ abzu-

drucken. Sie werden die Bitte wie die Provenienz des Briefes vielleicht seltsam finden? Nun, dann müssen eben die ,Seltsamkeiten' erklärt werden.

Wir versuchen gerade in diesem Augenblick, die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf uns zu lenken, weil die Deutschen endlich einmal am eigenen Leibe spüren, was die Zurückbehaltung von Kriegsgefangenen bedeutet.

Wir, von denen viele seit fünf Jahren gefangen, die wir fast zwei Jahre nach Abschluß des Friedens mit Rußland in Gefangenenlagern eingesperrt geblieben sind, wir verlangen jetzt, auch gehört zu werden. Wir haben keine Gelegenheit, uns der deutschen Oeffentlichkeit bemerkbar zu machen: denn unsere kommunistische Presse fristet unter der ,demokratischen' Pressefreiheit eines Noske ein unterirdisches Winkeldasein. Aber jetzt, wo die Gemüther der Deutschen durch die selbe Ungerechtigkeit erhitzt sind, der sie seit zwei Jahren schuldig sind, ohne sich auch nur im Geringsten zu bedenken, jetzt schreien wir laut: Ihr habt kein Recht, Euch zu empören! Ihr seid nicht um ein Haar besser als die von Euch so heftig beschimpften Franzosen!

Vor mir liegt ein Blatt der Frankfurter Zeitung, worin der Leitartikler pathetisch sagt: ,Von Neuem und vor aller Welt wird die Frage aufgeworfen, ob es mit den unverbrüchlichsten, elementarsten Forderungen der civilisirten, der christlichen, der bürgerlichen Gesellschaft vereinbar sei, daß Kriegsgefangene mehr als ein Jahr nach Einstellung der Feindsäligkeiten noch in Massen zurückgehalten werden.' Wir stellen uns diese Frage schon seit einem Jahr; und waren damals schon ein Jahr ,in Massen' zurückgehalten. Wir haben uns antworten müssen: ,Ja, Das ist vereinbar mit den ,Forderungen der civilisirten, christlichen, bürgerlichen Gesellschaft'. Noch mehr. Wir haben uns sagen müssen: Bei uns in Rußland haben die unchristlichen, uncivilisirten, unbürgerlichen Bolschewiki die deutschen Kriegsgefangenen sofort nach dem Sturz der civilisirten, christlichen, bürgerlichen Regirung befreit. Wir dagegen wurden hierbehalten, weil wir arbeiten sollten, umsonst arbeiten sollten (wiederherzustellen gab es in Deutschland bekanntlich nichts); und wir wurden nach dem neunten November 1918, wo von uns noch ungefähr eine Million Mann in Deutschland war, allen gegenrevolutionären Lockungen und Drohungen überlassen. Erst kamen die Entente-Kommissionen, die unseren Abtransport verboten, weil sie erst ,für uns sorgen müßten'. Diese Vertreter der Civilisation, des Christenthums und der bürgerlichen Gesellschaft gaben jedem von uns eine Hose und einige Cakes und

mutheten uns dann zu, in die Weißen Garden Denikins oder Koltschaks einzutreten, damit wir zur größeren Ehre der Civilisation und der bürgerlichen Gesellschaft totgeschossen werden könnten. Einzelne von uns fielen auf diesen Schwindel herein. Viele von uns thaten so, nur, um aus der Hölle herauszukommen, als die uns die Gefangenschaft im civilisirten Deutschland erschien. Sie desertirten in Massen; und wurden in Massen zusammenkartätscht. Einige aber blieben hier; und deren Zahl beträgt Zweihunderttausend! Als die Entente mit ihren Werbungen kein rechtes Glück mehr bei uns fand, kamen die von der deutschen Regirung geduldeten und unterstützten Agenten der russischen Reaktion zu uns. Wir, die wir fast insgesammt die Schwäche haben, die Sowjet-Regirung für unsere rechtmäßige Regirung zu halten, die wir meist ganz instinktiv, aus dem Gefühl heraus Bolschewiki sind, wir werden bespitzelt; für ‚regsame‘ Agitatoren giebt es Straflager, in denen die Behandlung mehr als abscheulich ist. Wir können und werden bei Gelegenheit mit Einzelheiten aufwarten. Heute aber verlangen wir, daß die deutsche Oeffentlichkeit, will sie nicht heucheln, auch für unser Los sich erwärmt, das viel schlimmer ist, als das unserer in Frankreich gefangenen deutschen Kameraden sein kann. Wir warten länger, wir haben ältere Ansprüche; wir haben Jahre lang bei schwerster Arbeit gehungert; wir sind seit vielen Monaten ohne jede Nachricht von unseren Verwandten; wir werden seit Jahren mit Lügennachrichten über unsere Heimath bombardirt, denen wir aber, trotzdem wir uncivilisirt sind, nicht so leicht glauben wie die ‚civilisirte bürgerliche Gesellschaft‘. Wir verlangen heute unsere Heimsendung, verlangen sie sofort, und werden Ihnen, Herr Harden, dankbar sein, wenn Sie auch für uns eine Lanze brechen und unseren Nothschrei hörbar machen.“

Dem Grundgedanken dieses Briefes (dessen Aufgabeort und Schreiber ich, um nicht dem Rächerarm den Weg zu weisen, in der „freisten Republik der Welt“ lieber noch verschweige) muß jeder Ehrliche zustimmen. Daß die Russen, zwei Jahre nach dem Friedensschluß, noch hier, noch eingesperrt und in Zwangsfron verpflichtet sind, ist, einfach, eine Schande; von der keine flinke Ausrede die Regirer erlöst. Die Heimsendung wäre, über Schaulen, Schweden oder zu See, längst möglich gewesen, wenn man die Moskauer öffentlich aufgefordert hätte, dazu mitzuwirken. Das ist nicht geschehen (weil Parvus jeden Verkehr mit den Bolschewiken verboten hat?); und das Bewußtsein dieser schimpf-

lichen Sünde lähmt die Zunge, die mit Stachelwort Frankreichs verstümmelten Leib peitschen möchte. Das hat die Gefangenen, nach dem Wortlaut des Friedensvertrages, „after the coming into force of the present Treaty“ (Artikel 214) heimzusenden: und noch ist der Vertrag nicht in Kraft gesetzt; hat, zweitens, als Präsidialmacht des Pariser Kongresses, vom Besiegten die Erfüllung übernommener Pflicht zu fordern: und die Räumung des Baltikums ist verzaudert, für die in Scapa Flow versenkten deutschen Kriegsschiffe nicht Ersatz geliefert worden. Warum mußte das böse Abenteuer in Litauen, Lett- und Esthland so lange dauern? Am vierzehnten Juni beschloß der Sozialdemokratische Parteitag in Weimar einstimmig:

„Die noch im Baltikum stehenden deutschen Truppen müssen schleunigst zurückgezogen werden. Alle Kampfhandlungen sind sofort einzustellen, da für die Zwecke baltischer Junker kein Tropfen deutschen Blutes vergossen werden darf. Der Parteitag erwartet weiter, daß die Regirung alle zulässigen Mittel anwendet, um das Ueberlaufen deutscher Soldaten zur baltischen Landeswehr zu verhindern, das seit Mitte Mai eingesetzt hat. Offiziere, denen eine Begünstigung dieser Ueberläuferei nachgewiesen werden kann, sind sofort zu entlassen. Die deutschen Soldaten sind ferner darüber aufzuklären, daß sie sich im Fall des Ueberlaufens nicht nur des Schutzes der Deutschen Republik begeben, sondern im Fall späterer Rückkehr auch der Gefahr der Bestrafung wegen Ueberlaufens aussetzen. Die Soldaten sind vor den Landversprechungen zu warnen, da das lettische Volk nach dem Krieg eine Ansiedlungpolitik nicht dulden wird, die in irgendeiner Form eine Wiederaufrichtung der Vormachtstellung der Junker im Baltikum ermöglichen würde.“

Der Beschluß war von den Abgeordneten Hermann Müller (der jetzt Minister des Auswärtigen ist) und Davidsohn empfohlen worden. Warum vergingen Monate, bis die Regirung, auch dann saumsälig, ihm zu gehorchen begann? Haben Privatunternehmer an der Werbung, Waffnung, Nährung der Truppen verdient? Die Goltzischen sind schließlich nicht durch berliner Winke, sondern durch die Schlauheit der Bolschewiki verscheucht worden (denen zuletzt, neben anderen guten Sachen, noch ein prächtiger Panzerzug mit Tausenden deutscher Söldner zugefahren wurde). Wirthschaft, Horatio Müller? Von dem Willkürwechsel zwischen demüthiger Bitte und „geharnischtem Protest“ ist nichts zu hoffen: Alles von

schleuniger Erfüllung besiegelter Pflicht. Will das deutsche Volk nach der Niederlage noch Thaten vom Schlag der bei Scapa Flow geschehenen, dann muß es dafür zahlen (nicht mit Schwimmdocks, Baggern und anderem unentbehrlichen Geräth, mit dessen Wegnahme nur gedroht, das von keinem Verständigen ernsthaft begehrt wird); wills von den alten Chören die alten Lieder hören, alltäglichem Aufruf zu Rachekrieg lauschen, dann darf es nicht erwarten, daß der Sieger um eines Buchstabens Spanne von seinem Vertragsrecht weiche. Wer dessen Bedingen genügt, für den Aufbau Frankreichs einen durch Größe und Weisheit überzeugenden Plan und die zu Ausführung nöthigen freien Arbeiter bietet, die Russen, endlich, heimschickt oder wenigstens jedem Zwang entkettet: Der nur thut alles zu rascher Befreiung gefangener Deutschen Mögliche. Und nur er kann mit reinem Gewissen den Widerstrebenden schmählichen Unrechtes zeihen.

Noch ein in Kriegsgefangenschaft, im Gefilde der Angstvorstellung von Bürgerkrieg, durch groben Mißbrauch der Dienstgewalt Geschädigter erbittet das Wort:

„Durch Umsturz der Regirung war ich gezwungen, nach vierjähriger Dienstzeit in meinen Civilberuf zurückzutreten. Da ich in meinem Beruf als Koch keine Stellung fand, trat ich bei der Volksmarinedivision in Berlin in Dienst. Am achtundzwanzigsten November trat ich meinen Dienst im Marstall an. Hier wurde ich als Wachführer dem Wach- und Patrouillendienst zugetheilt und versah mit meinen Leuten den Dienst so, wie es einem Ordnung liebenden und rechtschaffenen Soldaten zukommt. In den Dezemberkämpfen wurde ich von den Regirungtruppen verhaftet, aber durch Flucht konnte ich mich retten zu meinen Kameraden in das Schloß und den Marstall. Am achtundzwanzigsten Dezember wurde ich der Reichsbankwache zugetheilt und versah hier meinen Dienst bis zum siebenten März 1919 zur vollsten Zufriedenheit des Reichsbankdirektoriums. Während in den berliner Straßen die Kämpfe tobten, versah ich mit hundertzwanzig Kameraden den Dienst auf der Reichsbank. Unsere Parole war: ‚Kein Schuß; nur das Vermögen des Volkes beschützen, das unserer Bewachung anvertraut ist.‘ Niemand von unseren Leuten betheiligte sich an den Kämpfen. Da aber die Marine zum größten Theil in den Straßen Berlins mitkämpfte, wurden wir am siebenten März von der Brigade Reinhard entwaffnet. Das Reichsbankdirektorium ließ durch Direktor Garten-

schläger dafür danken, daß wir uns so musterhaft bis zu unserer Ablösung gehalten hätten. Jeder erhielt einen Schein, daß wir laut Kommandenturbefehl aufgelöst seien und uns freier Abzug gewährt sei. Die Kommandantur bestellte uns zum elften März nach der Französischen Straße 32, wo wir unsere Restlöhnung abholen sollten. Der elfte März kam. Totenstille herrschte in der Straße. Vor der Thür des Hauses sitzt ein Civilist. Auf meine Frage, ob schon Jemand da sei, erwidert er: ‚Ja, der Zahlmeister ist eben gekommen; sechs Mann sind oben, geht hinten durch, Ihr werdet zuerst abgefertigt.‘ Ahnunglos gehe ich mit meinem Freunde Willy Schulz nach dem hinteren Theil des Gebäudes und mache die Thür auf. ‚Hände hoch!‘ wird uns in die Ohren geschrien und gleichzeitig sind mindestens zehn Revolverläufe auf uns gerichtet. Ich hebe natürlich die Hände nicht hoch und lache darüber, da ich es für einen Scherz halte. ‚Hund Du, elender, Hände hoch!‘ werde ich noch einmal angerufen, worauf ich antworte: ‚Ihr seid wohl verdreht?‘ Ehe ich weiter sprechen konnte, wurde ich am Kragen gepackt, Kolbenstöße saßen in meinem Rücken, und ehe ich zu mir kam, stand ich einem einarmigen Civilisten gegenüber, der mich militärisch anhauchte, meine Brieftasche (Inhalt 350 Mark nebst Lebensmittelkarten), meine silberne Uhr nebst goldener Kette (Werth 580 Mark) zu sich nahm. Später erkannte ich in ihm den Marloh, der Herr Oberlieutenant angeredet wurde. Immer mehr von meinen Kameraden füllten den engen Raum, in dem wir wie Heringe zusammengepreßt standen. ‚Kein Laut! Wenn Einer die Schnauze aufmacht, lasse ich sofort einen Streifen Maschinengewehr in Euch feuern!‘: so schrie der Einarmige. Nach zweistündigem Warten mußten wir an dem Marloh vorbeidefiliren. Auf jeden zehnten Mann mußte einer rechts hinaus; für die anderen hieß es: ‚Geradeaus; zeigen Sie Ihre Uhr oder zeigen Sie Ihre Finger!‘ Endlich kam ich an die Reihe, zeigte Marloh meine Ausweise, die ich krampfhaft in den Händen hielt, und stellte die Frage an ihn, wie er dazu komme, mich und meine Kameraden festzuhalten und zu mißhandeln. Insbesondere bat ich ihn, mir meine Brieftasche nebst Uhr herauszugeben, worauf er mir entgegnete: ‚Rechts raus! Wir sprechen uns nachher, blauer Hund!‘ Ahnunglos betrat ich das Nebenzimmer. ‚Hut ab! Hier ist eine heilige Sache!‘ So rief mir einer der Henkersknechte entgegen. Name, Stand, Wohnort, Geburtstag, Waffen gehabt; Unterschrift. Nachdem ich unterschrieben, wollte ich den Feldwebel Etwas fragen, worauf mich Dieser anbrüllte: ‚An die Wand kommste! Kehr das Gesicht der Wand zu!‘ Da ich vor Uebermacht stand, mußte

ich gehorchen, um mein Leben zu sichern. So waren wir achtzig Mann in diesem Raum. Endlich nahten Schritte, Stimmen wurden laut: ‚Maschinengewehre an die Fenster! Wenn Einer einen Laut von sich giebt, wird er erschossen!‘ Wir wurden dann nach dem Hof geführt, ohne zu ahnen, was mit uns geschehen solle. Die ersten Dreißig waren gerade nach der befohlenen Ecke geschritten, als es aus allen Ecken Kugeln auf die Unglücklichen regnete. Die meisten warfen sich auf den Erdboden und baten um ihr Leben, die anderen versuchten, zu flüchten; aber vergebens: schwerverwundet brachen sie zusammen. Nun sollten wir Letzten dran glauben. Die Zähne aufeinanderbeißend, trat ich den kurzen Weg mit vier Mann an, um den Todesstoß zu empfangen. Plötzlich stürmt ein mir bekannter Hauptmann in den Hof; ich rufe ihn an: ‚Herr Hauptmann Gentner, retten Sie uns!‘ Es entsteht ein Gespräch, das von Marloh überschrien wird: ‚Hier bin ich ausführendes Organ, hier bestimme ich, Dreißig habe ich erschießen lassen, bei Denen habe ich goldene Uhren und Ringe gefunden, die jedenfalls von Plünderungen herstammen. Eigentlich müßten Alle erschossen werden, diese Lumpen, Hallunken, Verbrecher! Bedaure, in Ausführung des Befehls gestört worden zu sein. Werde die Anderen der Staatsanwaltschaft übergeben.‘ Darauf verschwand er. Wie Hyänen stürzten sich die Henkersknechte des Marloh auf die schwerverwundeten Kameraden und gaben jedem noch einen oder mehrere Schüsse. Ich wurde dann nach Moabit und von Moabit nach Tegel gebracht. Während meiner Verhaftung in der Französischen Straße wurde mir meine Wohnung von Regirungtruppen nach Waffen durchsucht und natürlich vollständig ausgeplündert. Mir wurde ein Schade von 4500 Mark bereitet. Außerdem geschädigt von Marloh, um 930 Mark. Wie ich Ihnen den Bericht heute geschrieben habe, so habe ich schon zwanzig geschrieben, ohne daß sich ein Mensch von der Regirung um meine schwere Nothlage kümmert. In der Hoffnung, von Ihnen einen Hoffnungtropfen zu bekommen, zeichnet hochachtungvoll Hermann Roeder, Berlin, Elisabethstraße 41.“

Schon vor acht Tagen habe ich die Ueberzeugung ausgesprochen, daß alle Opfer des ruchlosen Machtmißbrauches, Ueberlebende und Hinterbliebene, Entschädigung von nachweisbarem Verlust zu fordern haben. Das Bürgerliche Gesetzbuch und das Tumultgesetz weisen den Weg in dieses Recht; und Anwälte werden der Menschenpflicht gewiß nicht fehlen. Noch tiefer, als hier schon geschah, in die

Hintergründe des Prozesses Marloh hineinzuleuchten, würde ich erst genöthigt, wenn irgendein Schuldiger, Offizier oder Beamter, der Sühngewalt zu entschlüpfen vermöchte.

Parvus m b H

„Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. 29.ten November 1919.

Sehr geehrter Herr Harden! Es ist nicht meine Absicht, mich auf eine Polemik darüber einzulassen, ob ich ein anständiger Mensch bin oder nicht. Deshalb darf ich einen großen Theil der mehr oder minder dunklen Andeutungen, die Sie in den letzten Nummern der ‚Zukunft' über mich gemacht haben, mit Stillschweigen übergehen. Nur in einem Punkt muß ich reden. Nicht in meinem Interesse, sondern im Interesse der Männer, die während der Kriegsjahre sich um die ‚Glocke' geschaart und die in dieser Zeitschrift gemeinsam mit mir dafür gekämpft haben, die deutsche Arbeiterschaft zum deutschen Staatsgedanken zu erziehen. Diesen Männern bin ich es schuldig, mit jeder nur möglichen Entschiedenheit zum Ausdruck zu bringen, daß zwischen der Politik der ‚Glocke' und den mir in ihren Einzelheiten gänzlich unbekannten Geschäften der Herren Parvus und Sklarz niemals auch nur die leiseste Beziehung bestanden hat. Herr Sklarz hat sich für die Haltung der ‚Glocke' überhaupt nie interessirt; und auch Herr Dr. Helphand hat mir in der Führung der Zeitschrift stets freie Hand gelassen, wenn es auch an gelegentlichen Meinungverschiedenheiten nicht gefehlt hat. Im Uebrigen ist Herr Dr. Helphand, der, nebenbei bemerkt, einer meiner ältesten Freunde ist, oft viele Monate lang, ja, bis zur Dauer eines Jahres, von Berlin fern gewesen und hat sich während dieser Zeit um die ‚Glocke' überhaupt nicht gekümmert.

Unwahr ist auch die Ihnen zugetragene Nachricht, von dem ‚hohen Jahresgehalt', mit dem mich Parvus-Helphand gelockt habe. Dieses hohe Jahresgehalt betrug zunächst ganze 3600 Mark, wurde nach Jahr und Tag auf 7200 und erst zuletzt (Oktober 1918) auf 12 000 Mark erhöht. Angesichts der im Krieg entstandenen Geldentwerthung ist Das ganz gewiß kein ‚hohes Jahresgehalt' für den einzigen Redakteur einer größeren Wochenschrift zu nennen. Die Seitenhonorare für Mitarbeiter schwankten zwischen sieben und zehn Mark.

Mit dem sogenannten Russischen Kalender habe ich nichts Anderes zu thun, als daß ich auf die Bitte des Redakteurs dieses Kalenders einen größeren Aufsatz über ‚Geschichte und Wesen

der deutschen Arbeiterpresse' für ihn schrieb. Dieser Aufsatz ist mir mit vierzig oder fünfzig Mark honorirt worden.

Ihre Frage, ob ‚regirende Sozialdemokraten ihre Amtsmacht zu Begünstigung von Geschäftsleuten benutzt haben, von denen sie sich Vortheil gewähren ließen', kann ich, was meine Person angeht, mit einem runden und glatten ‚Nein' beantworten. Die einzige nach dieser Richtung hin einmal an mich gelangte Anregung, einem (übrigens sehr tüchtigen) Maler den Professortitel zu verleihen, habe ich, gerade mit Rücksicht auf die (wenn auch noch so entfernte) Möglichkeit von Mißdeutungen, abgelehnt.

Ich darf von Ihrer journalistischen und politischen Loyalität gewiß erwarten, daß Sie diesen Zeilen in Ihrer Zeitschrift Raum geben. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die Polemik, die ich vor zehn Jahren einmal gegen Sie geführt habe, Sie dazu bestimmen könnte, die Pflicht dieser Loyalität außer Acht zu lassen.

Die Stenogramme meiner in der Landesversammlung zum ‚Fall Friedmann' gehaltenen Reden lasse ich Ihnen, um auch nach der Richtung hin jedes Mißverständniß auszuräumen, nächster Tage zugehen. Ihr ergebener

Haenisch,

Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung."

Herr Minister,

in Ihrem Brief steht, an zwei Stellen das Wort „Polemik". Als Sie noch Redakteur in Dortmund waren, haben Sie, nicht vor zehn, sondern vor fünf Jahren, gegen mich, der dort auf dringendes Bitten eines Vereines, also, natürlich, ohne irgendwelchen Entgelt, gesprochen hatte, drei Artikel veröffentlicht, von denen ich nichts wußte, bis Sie, im Anfang dieses Jahres, „aus Gründen der Loyalität" (scheint Ihr Lieblingwort; und die Zofe des Fräuleins von Barnhelm braucht nicht immer im Recht zu sein), mich baten, sie zu lesen. Der erste Absatz enthielt einen so hohen Haufen alberner Lügen (über meine Rieseneinnahmen, mein Auto, meinen Diener und Aehnliches, was zu besitzen ich, der sich nur auf Schusters Rappen oder auf der Straßenbahn vorwärts bewegt, nie auch nur gewünscht habe), daß ich nicht weiter las und Ihnen die Blätter, mit darauf ziemender Begründung, zurücksandte. Das bedauerte der Brief, den Sie mir dann schrieben; bedauerte auch die Heftigkeit des Angriffes', deren Sie nicht mehr bewußt gewesen seien, und sagte, wenn ich weiter gelesen hätte, wäre mir

erkennbar geworden, daß es „eigentlich eine versteckte Liebeserklärung“ war. Um Sie zu lehren, daß nicht Jeder um jeden Preis mit einem preußischen Staatsminister zu verkehren strebt, habe ich diesen sehr artigen Brief nicht beantwortet. Jetzt erwähnen Sie nur Ihre „Polemik“: um, scheint mir, harmlose Leser in den Glauben zu drängeln, ich grolle Ihnen, weil Ihre Streiche mich einst schwer verwundet haben. Daß Sie zu so kniffeligen Späßchen noch die Laune aufbringen, beweist, wie wunderlich Sie Ihre Lage und die Ihrer nächsten Genossen verkennen. Mich hat nicht, wie Sie, Preßgunst verhätschelt; über mein Mühen fanden Sie kaum irgendwo je ein auch nur glimpflich abwägendes Wort; aus jedem Preßbordellchen werde ich, seit Jahrzehnten nun, angekotzt, bins gewöhnt und grolle drum nicht einmal den Armsäligen, die in Ihrem von einem wiener Dutzendschreiber zum Lupanar entwürdigten Centralorgan Ihre Arbeit von anno 14 fortsetzen (wie Männer Ihrer Fraktion mir erzählen: denn von diesem Zeug habe ich nicht mal des ersten Absatzes erste Zeile gelesen). Abgemacht. Sie wollen auch keine Polemik „darüber, ob Sie ein anständiger Mensch sind“. Das begreife ich; billige es durchaus. Hätte an Ihrer Stelle gar nicht geschrieben. Wer Angreifer nicht durch die Gewalt seiner Lebensleistung und Persönlichkeit entwaffnet, wird durch Scharmützel zu Selbstvertheidigung nicht geschirmt. Ich sah nun schon drei Briefe, die Sie in dieser Sache schrieben. Armer Kuonrat! Jede Epistel machts schlimmer. Und vergessen Sie, Minister für Wissenschaft, nicht, daß zu Polemos Zwei gehören und nicht Jeder genöthigt, nicht Jeder lüstern ist, gegen Jeden zu fechten.

„Konrad Haenisch ist ein guter Kerl.“ Das weiß die Welt; und solls weiter glauben. Hier stand nie „dunkle Andeutung“; mir wurde nicht Falsches „zugetragen“. Der Geschäftsführer, auf dessen Zeugniß Ihr Klagebrief an die „Freiheit“ sich beruft, hat ausgesagt: „Haenisch erhielt das für unsere damaligen Parteiverhältnisse unerhörte Gehalt von tausend Mark für den Monat und besondere Entschädigung für die schriftliche Hilfarbeit seiner Frau; die anderen Mitarbeiter erhielten monatlich hundert Mark nur dafür, daß ihre Namen auf den Ankündigungen erscheinen durften, und für Beiträge Honorare, die ums Zwei- bis Dreifache höher waren

als die in anderen Zeitschriften der Partei gezahlten." Der tüchtige Maler, den Ihr Gewissen nicht betiteln wollte, war wohl der selbe, für den Herr Sklarz schon der Reichsstelle für Oele und Fette ein Beneficium abgekitzelt hatte. Nebensachen. Von den Geschäften der Herren Helphand und Sklarz, denen Sie doch die Gunst der Parteihäupter zurückzugewinnen suchten, „wissen Sie nichts"; zweifeln aber „auch heute nicht an der persönlichen und politischen Ehrenhaftigkeit Ihres alten Freundes Parvus". Ist Ihnen gar nicht aufgefallen, daß dieser alte Freund, der, als russischer Revolutionär, mehrmals aus Deutschland fortgewiesen worden war und der in Dachkammern von Verlegervorschüssen gelebt hatte, seit dem Ausbruch des Krieges Millionen scheffelte, das deutsche Bürgerrecht erwerben konnte, am Goldenen Horn eine Villa, eine zweite im kopenhagener Seenviertel, eine dritte in der Schweiz hatte, in Berlin eine Etage oder im Kaiserhof Prunkräume bewohnte, überall mit Excellenzen verkehrte, für die Ferienreise schlecht genährter Kinder achtzigtausend Mark, ihm Pappenstiel, hinwarf, an die von Ihnen geläutete „Glocke" vierzehnhunderttausend Mark hing? Sie wußten, daß er wie ein verschwenderischer Nabob, ein Krösus und Marcus Crassus hause; waren aber innig überzeugt, daß persönliche Ehrenhaftigkeit und politischer Idealismus einem revolutionären Schriftsteller die zu solchem Aufwand nöthigen Summen hienieden im Handumdrehen einbringe. Ihnen fiel auch nicht auf, daß Ihr anderer Brotgeber, der aus Galizien eingewanderte Herr Sklarz, sich in den selben Stil eingerichtet hatte, über ungeheure Nährmittelmengen verfügte, mit einem Diplomatenpaß alle neutralen Länder, immer wieder, durchbirschte, mitnehmen, mitbringen durfte, was ihm beliebte, in Zürich mit den Bolschewiken verhandelte, in währendem Krieg, wie nach ihm Ihr Parvus, in Petrograd war? Zwischen Klingsors Mädchenblumen denkt Parsifal nur an Mutta (wie Ihr Excellenzgenosse Hülsen sagt) und an des Amfortas Wunde. Sie „kämpften dafür, die deutsche Arbeiterschaft zum deutschen Staatsgedanken zu erziehen". Schön; doppelt von Einem, der die wildesten Reden, sogar für Karl Liebknecht, geschwungen und hundertmal mitgeschrien hatte: „Hoch die internationale, Völker befreiende, revolutionäre Sozialdemokratie!" War Ihrem Pommerherzen, Ihrem von

der Mutterseite her gräflichen Blut aber ganz gleichgiltig, „schnuppe", „Wurscht", wer diese Erzieherarbeit bezahle und Sie, den Erzieher zum Staatsgedanken, löhne? Weil Sie der Lüge glaubten, ich halte, nach einem Vierteljahrhundert pausenloser Arbeit, ein Auto und einen Diener, schalten Sie mich öffentlich einen Wicht; Helphand und Sklarz (der auch in Kopenhagen ein Palais besitzt), im Jahr 1914 arme Schlucker, wurden Ihrem Kindsgemüth niemals verdächtig. Was ich, von den Personen weitab, wußte, konnten auch Sie wissen, mußten Sie früh ahnen: daß Herr Georg Sklarz dem Großen Generalstab des Feldheeres (N. O.-Mitte) als „Vertrauensmann" diente. Weil seine Dienste ungemein hoch geschätzt wurden, erlaubte man ihm Aus-, Ein- und Durchfuhrgeschäfte, sogar Handel mit feindlichen Ausländern, die mit seinem Kapital arbeiteten, erlaubte ihm jede Schiebung; der daraus fließende Ertrag wurde, wie es in einem Amtsbescheid hieß, „als Entgelt für die Bemühungen des Agenten angesehen". Wenn mein Gedächtniß nicht irrt, nennt Ihre Partei solche Gentlemen Spitzel, auch wohl Lockspitzel; und würde keinem halbwegs honorigen Mörder Gemeinschaft mit ihnen zumuthen. Dieser Mann hat Ihr Erzieherwerk bezahlt. An seinem Tisch haben Sie mit dem ersten Präsidenten, Ministerpräsidenten, Reichswehrminister der Deutschen Republik und anderen Würdenträgern oft geschwelgt. Aus seiner Kasse beziehen Sie, Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, noch heute den Sold von tausend Mark für den Monat. Und als die okkulte Genossenschaft Helphand & Sklarz mit Hunderttausenden das Mitrecht zu Verwerthung eines (noch von allen Zinnen der Wissenschaft und der Praxis höchst mißtrauisch betrachteten) Heilmittels gegen Tuberkulose erkauft hatte, da haben Sie, zuvor der rauhste Befehder aller Einspritzsera, im Zweibund mit dem Polizeiarzt Dr. Dreuw gestern noch in grausam hitzigstem Kampf gegen Ehrlichs Salvarsan, den Erfinder des von Ihren Löhnern erworbenen Mittels, Herrn Dr. Friedmann, wider den derb ausgedrückten Willen der Fakultät, mit einem Lehrauftrag der berliner Universität aufgenöthigt; und Ihr (diesmal dem Zweibund mit Sklarzens Intimus, Helphands Stipendiaten Scheidemann entkeimten) Wunsch, den Palast des Kaiser-Wilhelm-Institutes in der Invalidenstraße als Institut für

friedmännische Tuberkulose=Forschung und =Therapie ein=zurichten, ist erst an dem harten Widerstande des Reichs=arbeitministers zerschellt, der das Prunkhaus der „Kriegs=beschädigten=Fürsorge" bestimmt hat. Die Stenogramme, die Sie mir schicken wollen, werde ich lesen. Mein Urtheil wer=den Sie nicht wandeln; auch mir (Sie verstehen) wohl kaum Neues über das Milieu sagen, wo, ziemlich fern von der Re=gentenstraße, Ihr gutes Herz just für dieses eine Spritzmittel noch mit besonders zärtlichem Eifer angewärmt worden ist. Laut aber wiederhole ich die vor acht Tagen gestellte Frage: „Haben regirende Sozialdemokraten ihre Amtsmacht zu Be=günstigung von Geschäftsleuten genützt, denen sie befreun=det sind und von denen sie sich Vortheil, klein oder groß, gewähren ließen?" Sie haben die Frage in Ihrem Brief un=genau wiedergegeben und stolz dann behauptet: „Was meine Person angeht, kann ich mit einem runden, glatten ‚Nein' ant=worten." Noch runder, noch glatter klangs aus dem Munde der Herren Noske und Scheidemann.

„Staatssekretär Scheidemann. Berlin, 19. 11. 18.

Dem Verlag für soziale Wissenschaft, G m b H, sind auf Veranlassung der Reichsbehörden vor mehreren Monaten Ein=fuhrbewilligungen für Papier gegeben worden. Die triftigen Gründe, deren wegen diese Erlaubniß ertheilt worden ist, be=stehen unverändert weiter. Ich bitte deshalb, die dem ge=nannten Verlag bisher gewährte Hilfe in der selben Form weiter zu gewähren, insbesondere also eine Beschlagnahme des Papiers oder Zurückziehung der Einfuhrerlaubniß zu unterlassen.

Scheidemann."

„Inhaber Dieses, Jean Sklarz, ist berechtigt, Lebensmittel für die Truppen der Regirung in jeder beliebigen Menge aufzu=kaufen. Es wird gebeten, ihn in allen Straßen und Plätzen pas=siren zu lassen und ihm nöthigenfalls Rath und Schutz zu ge=währen. Keine Behörde oder Privatperson hat das Recht, über die Lebensmittel zu verfügen, die sich in den Händen des Be=sitzers dieses Ausweises befinden. Berlin, den 9. 1. 1919.

Die Reichsregirung: Ebert, Scheidemann."

„Der Reichswehrminister. Berlin, 10. 4. 19.

Inhaber dieses Ausweises, Herr Georg Sklarz, ist beauf=tragt, für die Regirungtruppen Nahrung= und Genußmittel aus dem Ausland zu beschaffen, da eine bessere Verpflegung der Regirung=truppen unbedingt nothwendig ist. Der Reichswehrminister be=ehrt sich daher, alle in Betracht kommenden Behörden zu bitten,

bei den mit Herrn Sklarz zu führenden Verhandlungen ihn in jeder Weise zu unterstützen, insbesondere die nöthige Einfuhrerlaubniß zu ertheilen und für den Bedarf der Truppen Befreiung vom Zoll nach Möglichkeit zu gewähren. Die für die Truppen bestimmten Waaren sind möglichst als Militärgut zu befördern. Für schnelle Erledigung wäre ich dankbar. Noske."

„Herr Georg Sklarz ist beauftragt, für die Abtheilung Lüttwitz und Grenzschutztruppen eine Marketenderei einzurichten und die dazu erforderlichen Waaren einzukaufen. Untervollmachten für den Einkauf dürfen ertheilt werden. Charlottenburg, den 15. 4. 1919. Intendantur Abtheilung Lüttwitz."

„Berlin, 15. 4. 19.

Dem Wunsche des Herrn Reichswehrministers Noske entsprechend, ertheilen wir Ihnen hiermit die Genehmigung, für die Regirungtruppen Nahrung- und Genußmittel aus dem Ausland bis zu einem Höchstbetrag von 20 Millionen Mark zu beziehen. Wir machen aber darauf aufmerksam, daß für die Ertheilung der erforderlichen Einfuhrbewilligung der Herr Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligung, Berlin, Lützowufer 6—8, zuständig ist, an den Sie sich seiner Zeit dieserhalb zu wenden haben.

Herrn Georg Sklarz, Reichsbank-Direktorium,
Berlin, Regentenstr. 24. Auslandstelle."

Kennen Sie, Minister für Kunst, Augiers scharfe Komoedie „Les effrontés?" Im Ring dieser Unverschämten, deren Unverschämtester ein Bischen schnell sich zum sauberen Politiker und sorglichen Pelikan-Vater läutert, sind Kerle von Leistung und Kaliber. Doch Keiner dürfte sich neben Ihren Freund Parvus wagen. Neben ihm verzwergen auch die Strauß, Goldberg, Winz. Der stärkste Kopf der Zweiten Internationale schreit nach einem Balzac; wäre Dostojewskijs nicht unwürdig. Von ihm und Allem, was drum und dran hängt, zu reden, würde heute zu lang. Wir sind erst im Vorhof. Seit Monaten sage ich Drängern, ihre (und Ihre) Fraktion müsse das Geschwür, damit es der Republik und dem Sozialismus nicht schädlich werde, selbst enteitern. Als aber ein Theilchen des Desinfizirstoffes in das Hitzigstraßenhaus, einst Ariberts, jetzt Helfferichs, verschleppt war, mußte ich leidiger Pflicht gehorchen. Nothwendigkeit befiehlt. Der Versuch, bis in den Hochsommer dieses Politicum in die Registratur eines Landgerichtes zu lagern, darf nicht gelingen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


MARTEN
W. F. Marten
BÜROAUSRÜSTUNGS-GES. M. B. H
Kartei-Einrichtungen
Vertikal-Registraturen
Büro-Artikel
Büro-Möbel
Berlin W8
Charlottenstrasse 59
Fernruf
Centrum 2001

Duncker & Humblot ⊚ Verlag ⊚ München und Leipzig

Soeben (Ende 1919) ist erschienen:

Franz Carl Endres

osman. Major a. D.

Die Ruine des Orients

Türkische Städtebilder mit 15 Lichtdrucken

Gr.=8°. 204 Seiten und 11 Bildtafeln
Preis Mark 8,—, gebunden Mark 11,— und 25% Zuschlag

Inhalt: Zum Geleit / Damaskus / Jerusalem / Aleppo / Smyrna / Konia Adana / Bagdad / Erzerum / Brussa / Adrianopel / Konstantinopel

Vom Glanz und Elend des Orients

Bilder der orientalischen Psyche, die großen politischen Probleme der Türkei, die sich in jedem Stadtschicksal spiegeln und eine überaus lebendige, von zahlreichen Lichtbildern unterstützte Schilderung der Landschaft, der Bauten und des orientalischen Menschen findet man in dem Buch, das nicht wie ein Baedeker die Sehenswürdigkeiten des Orients in Parade vorführt, sondern das packend und spannend erzählt, so wie man abends seinen Freunden erzählt von ferner Fahrt und fremden Landen, oft mit lachenden Augen.

»Deine Augen werden groß und sehend«, so schließt das Buch, »wenn du das Schlafengehen eines einst mächtigen Volkes betrachtest, wie wir es in diesem Buche unternommen haben.

Nur mehr die Spitzen der Minarets erglühen noch in der Sonne; bald kommt die Nacht über die Stadt, und das Land Osmans, des reisigen Helden, und was Jahrhunderte wach war, was in seiner Wachheit Europa erschütterte, was in Pracht und Glanz frühzeitig gealtert ist und matt und krank wurde, ist sterbensmüde jetzt und neigt sein Haupt,

Der orientalische Orient schläft ein und wartet eines neuen, fremden Tages.«

Die Kunst des Schreibens

Eine Prosaschule in Briefen von Dr. Broder Christiansen

25 Mark

Erwin Erich Torenburg urteilt darüber: „Das Werk steht wie ein ragender Block in weitem Flachlande. Was man lehren kann von der Kunst des Schreibens (und es ist viel), wird dem Lernenden in zwingender Form sinnennahe gebracht. Der Schriftsteller ist verblüfft, mit welcher Sicherheit der Verfasser die Geheimnisse des Schaffens — die ihm selbst meist nicht bewußt wurden — entschleiert, wie er den Weg zeigt, den Großen des deutschen Schrifttums nachzuformen, sie vielleicht zuweilen aus Eigenem übertreffend. Jedem, vornehmlich aber dem Jugenderzieher, wird aus diesem Buch ein befruchtender Segen werden; dem angehenden Schriftsteller aber ist es ein ungemessener Schatz, bewahrt es ihn doch vor vielen Fehlern und führt ihn beiläufig :: :: und zielklar über den Tag hinaus." :: ::

Bericht über Wesen und Wege ⋆ dieser Schule 40 Pfennig ⋆

Felsen-Verlag / Buchenbach-Baden

Das neue Europa. Internationale Monatschrift. Verlag „Das neue Europa", Zürich. Jahresabonnement Fr. 10,—.

Das vorliegende Oktober-November-Heft der internationalen Monatschrift „Das neue Europa" steht im Zeichen der wirtschaftlichen Neuorientierung. Eine soziale Betrachtung über „Geld und Lohn" kommt zu dem Ergebnis, daß eine von Zeit zu Zeit erfolgende Festsetzung von Mindestlöhnen, durch die jedem ein menschenwürdiges Auskommen gesichert wäre, unentbehrlich ist, wenn Ruhe und Arbeitsfreudigkeit wieder einkehren sollen. Die jetzt überall im Vordergrunde der Diskussion stehende Frage der Gewinnbeteiligung der Arbeiter am Unternehmen wird in einem anderen Aufsatz angeschnitten und sachgemäß behandelt. Der Verfasser tritt wärmstens für die allgemeine Durchführung dieser Maßnahme ein, da sie sich bereits bei zahlreichen Unternehmungen bestens bewährt hat. Ein Artikel von Rudolf Schick („Lenin, der Utopist") beschäftigt sich mit sozialen Utopien, insbesondere mit berühmten englischen Vorläufern des heutigen Leninschen Kommunismus. — Im Unterschiede von diesen Arbeiten liegt der Beitrag des ehematigen österreichisch-ungarischen Kriegsministers Auffenberg-Komarew auf politischem Gebiete. Er hat die jetzt vielleicht mehr denn je aktuelle Frage „Ist die Dämmerung des Militarismus nunmehr gekommen?" zum Thema gewählt und beantwortet sie negativ. Ein ebenfalls hochaktuelles politisches Thema, nämlich die ungelöst gebliebene „deutsch-böhmische Frage", greift Dr. Gustav Peters auf und weist sich als ein besonders gewiegter Kenner der einschlägigen Verhältnisse aus. Erwähnt seien schließlich aus dem ebenso interessanten als lehrreichen Inhalt dieses Doppelheftes noch zwei von philosophischen Ideen befruchtete Aufsätze: „Weltschuld und Welterneuerung" von Dr. Fr. Hülsse und „Dichter als Pazifisten" von Dr. Otto Koester.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über den soeben im Verlage Paul Cassirer, Berlin, erschienenen neuen Roman von Kasimir Edschmid **»Die achatnen Kugeln«** bei, dessen Lektüre den Lesern der „Zukunft" empfohlen wird.

Für Inserate verantwortlich: C. Jänsch, Tegel.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. 66.